

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

(Wird jeder Sonntags-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

Wohlbefest.

Sei immer Mann und groß durch eigne Kräfte,
Und nie laß andern Händen die Geschäfte,
Die du noch selbst zu thun vermagst;
Sei Harmonie in Wort und That und weiche
Kein Haar breit; stark wie eine Königseiche,
Und felsfest sei, was du sagst.

Stets handle fest nach männlichen Gesetzen,
Die du dir schriebst, und eines zu verlegen,
Sei Hochverrath an der Vernunft:
Trägst du Zufriedenheit in deiner Seele,
So hast du Glück für dich geküßt, so quäle
Dich nicht um Beifall einer Zunft.

Sei Freund von Allen: aber lange sichte,
Und prüfe scharf und faß in jedem Lichte,
Und blicke tief bis auf den Grund
Dem Manne, dem du in die Arme sinkst;
Denn wisse, wenn du Gift statt Heilung trinkst,
So bleibt dein Herz auf ewig wund.

J. G. Seume.

Im Banne der Verhältnisse.

Roman von Theodor Mügge.

(Fortsetzung.)

Der Major hörte diese Ausrufungen schweigend an, aber sein Gesicht wurde dabei noch düsterer, und mit seiner Verlegenheit mischte sich eine gewisse Zustimmung zu dem, was Toni für Recht hielt.

„Du bist ein Kind und mußt schweigen,“ sagte er.

„Du willst es wohl nicht glauben?“ versetzte sie.

„Frage, wen Du willst und am besten frage Luise selbst. Da kommt sie schon. Sie kann Dir auf der Stelle antworten.“

Wirklich erschien Fräulein Louise in der Nähe, und Toni lief ihr entgegen, während Herr v. Brand langsam nachfolgte. „Sage gleich die Wahrheit,“ rief sie ihr zu. „Möchtest Du den Cousin Wilkens heirathen oder nicht?“

Die Schwester hielt ihr mit der Hand den Mund zu. Der Vater stand mit ernster Miene vor Beiden.

„Das sind Dinge,“ sagte Luise, „um welche Du Dich nicht zu kümmern hast. Geh' hinein und erwarte uns!“

Toni war folgsam.

„Wir wollen unsere Gäste rufen,“ fuhr Jene fort.

Er streckte seine Hand nach ihr aus und sagte im väterlichen Tone: „Wenn ich Toni's Frage wiederhole, Luise, was dann?“

„Dann, Vater,“ antwortete sie, die klaren Augen auf ihn heftend, „muß ich Nein sagen.“

„Das ist Dein Wille?“

„Mein fester Wille.“

Es entstand ein augenblickliches Schweigen. „Er ist reich,“ murmelte der Major, „und wir haben zu

bedenken — es ist eine ernsthafte Sache — Du mußt bedenken —“

„Ich habe nichts zu bedenken, theurer Vater,“ fiel sie ein. „Du wirst mich nicht zwingen wollen, einen Mann zu nehmen —“

„Den Du nicht magst,“ sagte er so lebhaft, als erleichterte sich sein Herz dabei. „Nun, mein Kind, ich zwinge Dich nicht. Mir gefällt er eben so wenig, Gott weiß es! aber — der Teufel hat ihn hergeführt!“ setzte er mit Heftigkeit hinzu, „und ich weiß nicht, wie wir ihn los werden sollen.“

„Ich hoffe, der Herr Cousin wird von selbst gehen,“ erwiderte Louise. „Heute Vormittag hatte ich mit dem Herrn von Rachau ein Gespräch, als ich mit ihm auf einem Spaziergange zusammentraf. Er suchte durch seine Aeußerungen über seinen Freund mich auszuforschen; diese Gelegenheit nahm ich wahr, ihm unverhohlen zu zeigen, daß ich keine Bewerbung annehmen könne.“

„Das war gut!“ sagte Herr v. Brand, und indem er sie beifällig ansah, wiederholte er noch einmal: „Das war sehr gut! Er wird es ihm wiedersagen.“

„Ich habe ihn sogar darum ersucht.“

„Hat er es übernommen?“

„Er wird wahrscheinlich soeben dabei sein.“

„Dieser Rachau ist aus besserem Holz gemacht,“ sagte der Major erfreut.

„Er hat versichert, mein ergebenster Freund zu sein,“ erwiderte das Fräulein lächelnd. „Bei aller Höflichkeit und Freundlichkeit ist doch nicht zu vergessen, daß er in intimen Beziehungen zu Wilkens, man möchte sagen, in dessen Diensten steht.“

„Dankbar wollen wir ihm sein, Kind!“ rief der Major, „wenn er uns beisteht; im Uebrigen mag er uns gewogen bleiben. Ich bin froh in meinem Herzen,

wenn wir sie beide los sind, und ich sage Dir, Luise, ich fühl's jetzt soeben recht, bei allen Umständen, die vorhanden sind —“ er brach ab und blickte sie an. „Unser guter Doctor,“ fuhr er fort, „wird auch froh sein. Es wird Alles gut werden, Kind, wenn wir diesen Better nur erst überstanden haben.“

„Ruhig, theurer Vater, sie kommen,“ sagte Luise. „Sei freundlich und geduldig!“

Sie hörten hinter dem Weinspalier Eduard Wilkens' scharfe Stimme und schwiegen still. — „Ich habe wahrhaftig nichts dagegen, wenn sie nicht anders wollen,“ ließ er sich vernehmen. „Was zum Henker! was ich thun muß, weiß ich selbst; dazu brauche ich Deinen guten Rath nicht. Gehörig kaltes Blut ist die Hauptsache, das hab' ich.“

Indem die beiden Freunde um die Ecke bogen, sahen sie den Major, der, seine Tochter am Arm, ihnen entgegen kam, und obgleich Wilkens gewiß sein konnte, daß seine Worte gehört waren, nahm er keine Notiz davon. Er breitete seine Arme ihnen entgegen und rief so unverschämt, wie es seine Art war: „Da ist ja mein vortrefflicher Better und die liebenswürdige Cousine. Endlich finden wir uns und ich kann meine Sehnsucht stillen. Das Landleben ist herrlich, diese Luft nicht mit Geld zu bezahlen. Man kann hier hundert Jahr alt werden und merkt nichts davon.“

„Hoffentlich machen Sie diese Prophezeiung wahr,“ sagte der Major.

„Ich will es wahr machen,“ lachte Wilkens, „verlassen Sie sich darauf. Mein Appetit ist für mehrere Jahrhunderte eingerichtet.“

„Und der Tisch ist gedeckt,“ antwortete Fräulein Luise.

„Und der ist ein Narr, der nicht frisch tafelt, was ihm geboten wird,“ rief Wilkens. „Ich bin kein Kostverächter, schönste Cousine. Ich nehme mit Allem fürlieb und frage nicht lange.“

Mit übermüthiger Geberde reichte er ihr den Arm und führte sie dem Hause zu; der Major folgte mit Rachau nach, und wenige Minuten nachher waren sie im Speisezimmer, wo sich auch der Doctor Gottberg gleich darauf mit seiner Freundin Toni einstellte.

Eduard Wilkens sah ihn so vergnügt an, wie es noch niemals der Fall gewesen. „Nun, mein gelehrtester Herr Doctor,“ sagte er, „haben Sie Ihre Arbeiten vollendet?“

Der Doctor verneigte sich mit seiner gewöhnlichen Würde, ohne weitere Antwort.

„Sie müssen ein Glas Wein mit mir trinken,“ fuhr Wilkens fort. „Ich trinke auf Ihr Wohl, auf Ihre Zukunft, die reich an Freuden aller Art sein möge!“

Gottberg konnte nichts weiter thun, als die Höflichkeit annehmen. Wilkens weidete sich an seinem Anblick. „Weisheit ist das Ziel alles menschlichen Strebens,“ fuhr er fort. „Als mein Vater mich in die Welt entließ, gab er mir eine ausgezeichnete Lehre mit. Mein Junge, sagte er, jetzt merk' auf, was ich Dir anbefehle: Sei immer klug und weise und habe Geld! — Also Weisheit, schönste Cousine Luise, und Geld. Darauf wollen wir anstoßen!“

„Sie haben diese Lehre gewiß niemals vergessen,“ lächelte das Fräulein.

„Niemals vergessen!“ bezeugte Luise. „Sie sollen bald sehen, daß ich sie niemals vergessen habe. Aber mein vortrefflicher Better, Sie müssen ebenfalls mit mir anstoßen. Ich fühle mich in Ihrem Hause so wohl, wie ich es gar nicht sagen kann. Ich bin so glücklich, daß ich den Gedanken gar nicht fassen kann, mich von hier zu trennen. Es gefällt mir Alles so ausnehmend, daß ich meine Tage hier beschließen möchte. Auf Ehre! das möchte ich. Ich möchte dies Gut besitzen, wenn Sie es mir abtreten wollten.“

„Ich habe keinen Grund dazu,“ antwortete Herr von Brand.

„Nicht? Gut, ich bin auch so zufrieden, ich bin ein immer zufriedener Mensch. Nur in fremde Hände soll meiner Tante Eigenthum nicht kommen, das meine ich, weiter nichts. So wünsche ich Ihnen viele frohe Tage, glückliche Zeiten, Freude an Kindern und Kindeskindern, überhaupt Alles, was man einem liebenswürdigen Papa nur wünschen kann. Weise Schwiegersöhne und Schwiegertöchter!“

Er lachte unverschämt dazu, und seine grellen Augen musterten vergnüglich die Donnerwolken im Gesicht des alten Soldaten, aus denen jeden Augenblick Blitze hervorbrechen wollten. Es mochte seine Absicht sein, diese hervorzurufen, aber Luise machte ihrem Vater lächelnde Zeichen, die ihn ermahnten, nicht die Geduld zu verlieren, und der Major bezwang sich und dankte es heimlich dem guten Herrn von Rachau, der sich bemühte, ihm beizustehen.

„Ich habe gehört,“ sagte dieser mit seiner schmeichelnden Höflichkeit, daß Ihr Herr Sohn in das Justizministerium berufen worden ist, und welche glänzende Zukunft ihm bevorsteht. So schließe auch ich mich den vielen guten Wünschen auf's Innigste an.“

Der Major war stolz auf seinen Sohn. „Haben Sie Dank, mein lieber Herr von Rachau,“ sagte er ihm zunicke. „Ich habe meinem Sohn keine andere Lehre mit auf den Weg gegeben, als die: wo Du Unrecht siehst, leid's nicht! und das hat er festgehalten. Der Minister hat ihn in sein Haus genommen, obwohl er gegen manche Mängel in der Justiz geschrieben und gesprochen hat.“

„Das ehrt den Herrn Minister ebenso sehr,“ erwiderte Rachau, „wie wir uns der Hoffnung hingeben mögen, daß der nächste Justizminister Herr von Brand heißen möge.“

„Brand!“ schrie Wilkens, „dann ist das goldene Zeitalter gekommen. Recht und Gerechtigkeit sind keine leeren Phrasen mehr. Stoßen wir alle an auf den Justizminister der Zukunft, der die Unschuld beschützt.“

Wie widerlich übertrieben auch die Scherze waren, welche Wilkens weiter daran knüpfte, so mußte ihm doch willfahrt werden. Er war sehr aufgereggt, trank viel Wein, schwakte und lachte und sein dickes, blaßes Gesicht färbte sich nach und nach röther. Der Major war mehr als einmal nahe daran aufzufahren, aber er überlegte heimlich, daß dies die Folgen der Mittheilungen seien, welche Rachau ihm gemacht hatte. Wilkens war ohne Zweifel darüber in seiner Eitelkeit beleidigt und nicht edel denkend und feinfühlernd genug, um sich als Mann von Ehre zu benehmen. Herr von Brand wurde dadurch noch mehr bewogen, nachsichtig

aber nahm er sich vor, daß dies der letzte Auftritt dieser Art sein solle. Er faßte seinen Entschluß, eine kurze und bestimmte Abrechnung mit dem unbequemen Gaste gleich nach Tische zu halten, aber es kam doch noch, ehe das Mahl ganz beendet war, zu einer unangenehmen Scene.

Eduard Wilkens hatte sich jetzt zum Gegenstande seiner Bosheit die kleine Toni und den Doctor ausgesucht. Toni hatte ihren Arm auf des Doctors Schulter gelegt und flüsterte und lachte ihm in's Ohr. Wilkens Spöttereien über die Gefahren eines Hauslehrers, der von so reizenden Schülerinnen schwärmerisch verehrt werde, die ihn, wie Epheu den Ulmbaum, umschlangen, wurden von so frechen Blicken und Geberden begleitet, daß der Major die Geduld verlor. Er warf das Teller Tuch auf den Tisch und stand mit solcher Heftigkeit auf, daß Wilkens erschrak. Die furchtsame Seite seines Characters erhielt die Oberhand über seine Unverschämtheit, doch stellte der genossene Wein das Gleichgewicht wieder her.

„Was ist denn geschehen?“ rief er, „Sie wollen mir doch nichts übel nehmen?“

„Nimm nichts übel, Papa,“ lachte Toni, „es lohnt sich nicht der Mühe.“

„Es ist mir nichts geschehen,“ antwortete der Major mit so vieler Ruhe, als er aufzubringen vermochte. „Auch soll mir nichts weiter geschehen.“

„So trinken wir noch ein Glas und lachen zusammen.“

„Ich danke für Alles,“ sagte der Major. „Laß den Kaffee in den Garten bringen, Luise. Wir müssen diesen Dingen ein Ende machen.“

Er entfernte sich, aber Wilkens rief ihm nach: „Dann noch ein Glas auf das gute Ende, verehrter Vetter. Und jetzt bin ich bereit, schönste Cousine, der schwachen Stunde mich zu erwehren und alle Thorheiten abzuschwören.“

In dieser Bethuerung lag etwas Wahres, denn in der nächsten Zeit suchte sich Wilkens einen höflicheren Anstrich zu geben, und als der Kaffee erschien und der Major mit dem Cigarrenkästchen kam, schien Alles ausgeglichen zu sein und sich versöhnlicher zu ordnen. Wilkens pries die Cigarren, lobte den Kaffee, wandte sich mit gefälligen Worten bald an den Major, bald an Fräulein Luise, bald an seinen Freund Rachau und bedauerte, daß der Doctor sich schon wieder entfernt habe. Dann beklagte er, daß irdisches Wohlbehagen nicht ewig dauern könne, und nach manchen ähulichen Bemerkungen, die nicht erwidert wurden, schlug er selbst einen Spaziergang vor zu den schönen Waldhügeln, wo es ihm so herrlich gefallen habe. „Ich glaube wirklich, daß ich Ihrem vortrefflichen Weine zu viel Verehrung bezeigt habe, mein theuerster Vetter,“ sagte er. „Mein Kopf ist schwer wie Blei, und da Weintrinken sonst nicht meine Sache ist, bin ich um so unvorsichtiger gewesen.“

„Ein Glas zu viel schadet nicht, sagte der Major, „wenn nur sonst der Kopf auf dem rechten Fleck sitzt.“

„Mäßigung ist zu allen Dingen gut,“ lachte Wilkens.

„Wenn man einen kurzen Hals hat, muß man um so vorsichtiger sein.“

„Ich habe zunächst einen Gang nach meiner Mühle zu machen,“ antwortete Herr von Brand. „Wollen Sie mich begleiten, so treffen wir später mit der Gesellschaft wieder zusammen.“

„Ich gehe mit Ihnen,“ sagte Wilkens. „Wir haben Stoff genug, uns lehrreich zu unterhalten. Ist es nicht wahr?“

Er griff dem Major lachend unter den Arm und schwenkte seinen Hut vor dem Fräulein. „Auf Wiedersehn also, schönste Cousine, zürnen Sie mir nicht, wenn ich Sie treulos verlasse.“

So entfernte er sich mit seinem Begleiter, aber seine scharfe Stimme war noch lange zu hören. Es schien Herrn Eduard Wilkens behaglich zu Muth zu sein. Er lachte und scherzte weiter, pries den kühlen Waldschatten und dankte dem schweigsamen alten Soldaten für die große Liebe und Geduld, welche er ihm bezeige. „Geduld,“ rief er dann, ihn lustig anblinzeln, „ist aber auch die allerchristlichste Tugend. Sanftmuth ziert jeden Menschen. Man muß niemals zornig werden, ich hasse nichts mehr als Zorn. Zornige Menschen verkümmern sich das Leben und werden niemals alt. Also Alles ohne Leidenschaft, mein bester Cousin.“

„Sie haben Recht,“ antwortete der Major, „wir müssen ohne Leidenschaft uns aussprechen.“

„Also wir wollen uns aussprechen. Gut, das ist auch meine Absicht.“

„Die meinige ebenfalls.“

„Sie wollen also eigentlich gar nicht nach der Mühle gehen?“

„Allerdings, aber ich wollte zunächst in passender Weise mich Ihnen erklären.“

„Herrlich! theuerster Vetter, auch meine Zeit drängt, und unsere Angelegenheit ist von so eigenthümlicher Art, daß ich danach verlangen muß, je eher je lieber zum Abschluß zu kommen.“

„Ich verarge es Ihnen nicht,“ sagte Herr von Brand. „Meine Meinung ist“ — er ging schweigend weiter auf dem Pfad in den Wald hinein. — „Es wird mir schwer für das, was ich Ihnen mittheilen muß, den richtigen Anfang zu finden.“

„Lassen Sie sich Zeit,“ versetzte Wilkens verbindlich. „Sind wir hier auf dem richtigen Wege?“

„Der richtige Weg,“ antwortete Herr von Brand, „ist doch immer der gerade und offene. So sage ich Ihnen denn gerade heraus, daß ich — daß es mir leid thut, aber —“ er hielt wieder inne und besann sich.

„Sie sind vom richtigen Wege abgekommen,“ lachte Wilkens.

„Sie haben Recht,“ erwiderte der Major. „Besser ist es, wenn ich Sie selbst frage, ob schon Absichten — zum Henker! mit einem Worte denn,“ unterbrach er sich ungeduldig, „ob Sie Luise lieben?“

„Lieben?“ lächelte Eduard Wilkens. „Dies ist eine eigenthümliche Frage, bester Vetter. Ich bin entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit; beim Lieben aber ist wohl zu bedenken, was man überhaupt unter Lieben versteht.“

„Ich weiß nicht, was Sie darunter verstehen,“ sagte Herr von Brand, „aber — wollen Sie meine Tochter heirathen?“

„Gewiß. „Wenn ich so glücklich sein kann.“
 „Noch jetzt?“ fragte der Major.
 „Warum nicht, mein bester Vetter?“
 „Ich denke, — hat Ihnen Herr v. Nachau nichts mitgetheilt?“

„Das hat er.“
 „Und Sie können noch diese Absicht hegen?“
 „Meine liebenswürdige Cousine zu meiner Frau zu machen?“ rief Wilkens. „Immer bin ich dazu bereit.“

„Wenn eine Dame sich derartig ausspricht, wie Luise es gethan hat,“ sagte der Major streng und laut, „so glaube ich, daß ein Mann von Ehre seine Hoffnungen aufgeben muß.“

„Das ist ganz natürlich, mein theuerster Vetter, und ich bin weitab davon, mich meiner grausamen Cousine aufzudrängen,“ versetzte Eduard Wilkens. „Ich bedaure es innigst, keine Gnade gefunden zu haben; meine Absichten waren die besten.“

Der Major fühlte sich versöhnt. „Ich hoffe,“ sagte er, ihm seine Hand bietend, „Sie tragen uns keinen Groll darum nach.“

„Besorgen Sie das nicht,“ erwiderte Wilkens, ihm die Hand schüttelnd. „Mir ist alle Nachsicht fremd. Den Neigungen des Herzens kann Niemand befehlen. Möge meine liebe Cousine unbehindert ihren Neigungen folgen. Sie treffen ohne Zweifel einen würdigeren Gegenstand, als ich es bin.“

„Sie sind gereizt,“ sagte der Major. „Es sollte mir leid thun, wenn Sie uns beleidigt verließen.“

„Gewiß nicht,“ betheuerte Wilkens. „Morgen werde ich reisen.“

„Bleiben Sie noch einige Tage.“
 „Das geht nicht an. Ich habe nichts mehr hier zu thun. Aber ich werde immer mit freundschaftlichen Gefühlen zurückdenken und sehr erfreut sein, wenn ich höre, daß es Ihnen wohl geht.“

„Ich danke Ihnen, mein lieber Vetter,“ antwortete der Major mit mehr Herzlichkeit, als er jemals seinem Gaste zuwandte. „Wenn es so sein muß, so reisen Sie morgen, aber kehren Sie bald einmal zu uns zurück.“

„Wer weiß,“ sagte Wilkens. „Im nächsten Jahre möchte ich nach Italien gehen; inzwischen haben Sie Zeit, unsere Angelegenheit ganz, wie Sie es wünschen, zu regeln.“

„Was meinen Sie?“ fragte der Major.
 „Nehmen Sie sich Zeit ganz nach Ihrem Belieben. Es hat, wenn Sie wollen, bis Neujahr Zeit.“

Der Major blickte ihn starr an.
 „Oder, wenn es Ihnen lieber ist,“ fuhr Wilkens unbesungen fort, „und, wenn Sie können und wollen so machen wir es kurz ab. Ich bleibe bis übermorgen.“

„Ich verstehe Sie noch immer nicht. Wollen Sie auf die Testamentsbestimmung dringen?“

„Gewiß, mein bester Vetter, das ist doch wohl meine Pflicht,“ lächelte Wilkens.

„Ist das Ihr Ernst?“ rief der alte Soldat, dunkelroth im Gesicht.

„Ich sollte meinen, mit zwanzig Tausend Thalern ipakt man nicht,“ antwortete Wilkens.

Der Major schien völlig überrascht. Er stand still und suchte sich zu besänftigen. „Ich leugne nicht,“ begann er darauf, „daß Sie diese Forderung machen können — in wenigen Wochen wäre es nicht mehr der Fall gewesen. Ihr Vater hat nie daran gedacht. Niemand hat denken können, daß die verrückte Bestimmung jemals Folgen haben würde.“

„Es ist mit Testamenten eine sonderbare Sache“, fiel Wilkens ein.

„Können Sie als Mann von Ehre, als Verwandter, unter den Verhältnissen, welche Sie kennen, das Geld fordern?“

„Es thut mir leid,“ sagte Wilkens, „aber ich sehe nicht ein, warum Sie Großmuth von mir verlangen.“

„Großmuth?“ brauste der heftige Mann auf. „Bei Gott! nein — aber Scham und Schande über Sie! Das war von Anfang an Ihre Absicht!“

„Mäßigung, mein verehrter Vetter, ohne Leidenschaft, das ist die Hauptsache,“ sagte Wilkens mit arglistiger Sanftmuth, die ihn noch häßlicher machte. „Ich bin noch immer ganz zu Ihren Diensten, noch immer bereit, meine liebenswürdige Cousine zu heirathen, wie es das Testament vorschreibt.“ Er streckte seine Hand aus.

„Heirathen!“ rief der Major mit flammenden Augen. „Luise will Sie nicht.“

„So befehlen Sie es ihr.“
 „Sie sind ein Elender!“ schrie der alte Soldat.

(Fortsetzung folgt.)

Diamant-Räthsel.

```

a
a a a
a a a a a
a a a b b c c
e e e e e e e e e
g g g g h h h h i i i
i i k l l l l l m m m m m
m n n n n n n n n n o
p p p q r r r r r
r r s s s s s
t t t t t
u u u
u
  
```

Nach dem Muster der obigen Buchstabenfigur und aus ihren Buchstaben ist zu bilden:

1. Buchstabe.
 2. Fluß.
 3. Ueberirdisches Wesen.
 4. Vogel.
 5. Blume.
 6. Siegreicher Feldherr.
 7. Eine deutsche Erwerbung im Auslande, die von Wichtigkeit für das deutsche Reich.
 8. Mahlzeit.
 9. Ruhe.
 10. Thier.
 11. Gewässer.
 12. Thier.
 13. Buchstabe.
- Die der Nr. 7. entgegengesetzte Diagonale ergiebt dasselbe wie diese.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Räthfels in Nr. 41:

```

B
B a b
B e b e r
B a b y l o n
B o l l e
L o t
n
  
```